

hian auch schon Kutscher gewesen. Kutscher bei dem, um dessen willen ich Stadt und Menschen geflohen und in die Fremde gegangen war.

Zu hatte gehofft, die alte Geschichte sei in mir ausgelöscht — und nun stand doch wieder Alles lebhaft vor meiner Seele.

Meine Gedanken bezwingend, schreite ich über die schmale Brücke über den Mühlgraben und horche mit gespanntem Ohr auf das mir so wohlbekannte Rauschen des Wassers, das in der nahen Mühle das Mühlrad treibt, brausend einen kleinen Wasserfall bildet und sich dann langsam verläuft.

Noch alles wie einst! An den zwei großen Mühlsteinen, die vor der Thür übereinander liegen, spielt ein Häuflein Kinder, grab, wie wir es gethan, dieselben Spiele. Nur eins hat sich verändert, die kleinen Flachsstöpsel, welche ich nach ihrem Namen frage, heißen nicht mehr so altmodisch wie ihre Mütter „Gummchen“, „Lina“, „Bertha“, sondern „Margot“, „Jringard“ und „Effe“.

Die Wiese, durch welche der Mühlengraben fließt, war früher ein sehr beliebter Weidplatz für die Wälder der Hausfrauen. Sie ist in einen Schmuckplatz umgewandelt, und das Weiden hat wohl aufgehört. Ich kann nicht leugnen, daß die Gegend dadurch gewonnen hat, aber die Veränderung thut mir beinahe leid. Es sieht überhaupt so furchtbar ordentlich und aufgeräumt in meiner Geburtsstadt aus, daß ich mich wirklich freue, als ich in den alten schiefen Thurm betrete, der das Töpferthor schmückt. Der ist derselbe geblieben. Freilich ist er noch ein bißchen ruffiger geworden, und seine vielen Löcher scheinen noch bewohnter von Schwaben und Fledermäusen. Auch um ihn herum ist Alles, wie es war, und ich muß beinahe lachen, als ich an einem bekannten Hause das alte Schild der „Produktenhandlung von Sally Michalowitz“ lese. Und da steht er selbst an die Thür gelehnt im langen, festglänzenden Kasten, die Beine in schlottrigen Hosen, über einander geschlagen, die Hände in den Taschen vergraben und den schäßigen Zylinder in den Nacken gesteckt.

Sally Michalowitz ist alt geworden; die Nase biegt sich beinahe bis auf's Kinn, und die Peies an den Ohren sind ergraut. Aber das Gesicht scheint zu gehen, denn auf der einen schmutzigen Hand, die er jetzt aus der Hosentasche zieht, blüht ein hohelnußgroßer Brillant, und auf der schrulligen Nase wiegt sich eine dicke goldene Kette.

Weiter schreite ich dem Markte zu, der im Gegensatz zu anderen Städten hier kein geräumigerer Platz, sondern eine von beiden Seiten dicht mit Häusern bebaut, lange Straße ist. Und da bemerke ich zum ersten Mal, daß alle Häuser ihre Giebel der Straße zulehnen, und ich weiß ganz genau, welches von ihnen einen neuen Anstrich bekommen oder eine andere Aenderung erfahren hat. — Ich erkenne den wohlbekannten Tabakladen, aus dem ich dem älteren Vetter Hans Cigaretten holte, „drei Stück für ein Dittchen“, wobei ich aber immer vier bekam, weil Herr Busch mir besonders gewogen war. Hans rednete mir zum Lohn ein Rechenexempel — und ich holte ihm mit Leidenschaft so viel Cigaretten, als ich Exempel auf hatte. Daneben der alte Bonbonladen — und drüben die „Rudenmarie“, die auf offenem Markte ihre Brezeln, Pfefferminzplätzchen und Honigluchen feilhält. Sie sitzt, wie vor zwanzig Jahren, mit der Pelzapotheke, jetzt in den Hundstagen, vor ihrem Zuckertram und jagt wüthend wie einst, zudröhnende Wespen. Sie blüht von ihrem Wollstrumpf, mit dem sie sich beschäftigt, wenn eine „Geschäftspause“ eintritt, zu mir auf, erkennt mich aber ebenso wenig, wie alle Anderen. Wohl dreht sich mal Jemand nach mir um, aber das gilt wohl nur der Kunst des Berliner Schneiders.

Immer langsamer wird mein Schritt. Ich möchte so gern mit den Augen festhalten, was sie sehen — ich merke, wie warm es mir um's Herz wird und wie gern ich's Einem sagen möchte, wer ich bin und daß ich ja eigentlich hierher, zu ihnen gehöre.

Der Markt schließt gegen die Vorstadt mit dem Marienvorhof ab, auf dem ich mit herzlichster Freude noch das alte blaue Zifferblatt der Uhr und ihre zitterigen Zeiger erkenne. Das Thor ist eng, zwei Wagen dürfen sich nicht drin begegnen, und wie ich es durchschreite, sehe ich vor mir eine neue Welt. Wohlgepflegte Wege mit Cementplatten belegt, und überall bin ein freier Blick auf stattliche Bauten, kleine Willen, blühende Gärten. Die Schanzen, welche einst vor Jahrhunderten zur Sicher-

heit gegen die Polen um die Stadt aufgeworfen, sind abgetragen und die Festungsgräben zugeschüttet. Und zwischen all dem Neuen erblicke ich unsere alte, liebe Schmiede, an der wir täglich vorbeigekommen, wenn wir zur Schule gingen, und wo wir die Riesenkraft des Schmiedes bewundert hatten, in ihrer alten räucherigen Schwärze! — Von hier ab tenne ich jeden Fuß Erde, über den ich schreite, und nun schlägt mir das Herz ganz laut — das Auge wird feucht — denn da steht das liebe, alte, kleine, rothe Haus, das einst das unsere war!

Ich hatte nicht gedacht, daß mich sein Anblick so bewegen könnte! Daß ich da drin mal gewohnt — und eine so glückliche Kindheit verlebt hatte! So ein kleines, winziges, altmodisches Häuschen giebt's in der ganzen Stadt nicht mehr, und wie glücklich bin ich, daß es noch grad so geliebt ist wie ich's in der Erinnerung hatte! — Drei Fenster mit kleinen grünen Läden — daneben die braun gestrichene Hausthür mit dem alten, abgerissenen Drücker. Ein Mädchen tritt grade aus ihr heraus, und da höre ich die alte tollige Klingel heiser anschlagen und denke doch, wach' herrliche Musik das ist! Ich kann mich nicht bezwingen, trete an das Mädchen heran und frage ob ich eintreten und mit den Garten einmal ansehen dürfe. Die Herrschaft sei krank, könne nicht gefürt werden, meint das Mädchen. Zögernd bleibe ich an der geöffneten Hausthür stehen, blicke hinein in den blau geputzten Flur, in dem des Vaters Starg aufgebahrt stand, ehe man ihn hinüber trug, drüben nach dem Kirchhof.

Nur schwer trenne ich mich, aber das Mädchen schließt ungsäglich die Thür und ich stehe sinnend vor dem kleinen Stüchden Erde, das in der Kindheit meine Welt ausmachte. Nur einmal in den Garten wollte ich sehen! Auch das geht nicht, der alte Zaun ist manns hoch und sorglich verschlossen. Wer geht wohl darin wohnen auf?

Frugend blicke ich auf die Nachbargrundstücke rechts und links und denke, ob ich da wohl noch Jemanden fände aus der Jugendzeit. Vor dem Hause links steht eine Bank, und weil ich so gern noch ein Weilchen in der Nähe meines Geburtshauses weilen möchte, nehme ich darauf Platz.

Ich habe schon lange geruht, da öffnet sich die Hausthür, ein altes Männchen, gebüht, mit der Pfeife im Mund, rückt ein wenig an seinem gefärbten Sammetkäppchen und fragt mich nach meinem Begehrt. Ich entschuldigte mich, sage, ich wäre weit gereist und nur hierher gekommen, mir das kleine Haus daneben anzusehen und weil ich müde sei, hätte ich mir erlaubt, hier Platz zu nehmen.

Der Alte schüttelt den Kopf, und weil er wohl denkt, ich sei verrückt, stehe ich auf und sage: „Sagen Sie sich doch ein bißchen zu mir, Vater Lange!“

Er thut es wirklich, lächelt und sagt halb vorlegen, halb verschämt: „Was wollen Sie denn an dem kleinsten Hauschen sehen, Madamche?“

Ich möchte dem Alten um den Hals fallen, so freue ich mich, daß ich wenigstens Eines aus der Kinderzeit habe, mit dem ich reden kann — aber ich besinne mich, daß ich so etwas schon lange nicht mehr thue — und da erzähle ich ihm Alles ganz ruhig, wie ich bin. Und da fällt dem Alten plötzlich die Pfeife aus dem Munde — er reckt sich in die Höhe und sagt mit thränenfeuchter Stimme:

„Die Katrin — die wilde Katrin sind Sie?“

Ich nicke stumm.

Die alten Hände klopfen meine Schultern, streicheln meine Baden und das Haar aus der Stirn.

„Die Katrin — die Katrin!“ hebt er wieder an und lacht und weint, und dann sich nicht fassen. — Wir rücken dicht aneinander; ich schiebe meinen Arm durch den des Alten, frage, antworte — und denke, wie wunderschön diese Stunde ist!

„Nun gehen Sie wohl gar nicht mehr fischen?“ frage ich nach dem ersten Ueberflusse der Gefühle.

„Der Karl ist doch todt — und seit Sie das große Freileinchen waren — bracht' mir doch Keiner mehr Regenwürmer!“

Wir schwiegen lange und ich denke zurück an Alles, was ich erlebte vor langer Zeit und nicht vergessen kann. Ich sehe mich als Schulfeld gezwungen vor den Büchern sitzen, und wenn das Pensum zur Noth erledigt, wild wie ein Junge draußen herumjagen, in überströmender Lust und Kraftgefühl!

Kein Baum zu hoch — kein Graben zu breit — kein Zaun ein Hinderniß — und nicht zu schwer! Bereit überall zu helfen, wo man mich brauchte, und aufwachsend in herrlicher Ungebunden-

heit. Es stand fest, daß ich neben der sanften Schwester die wilde war — weil meine gute Mutter weder sich noch uns mit pädagogischen Problemen quälte, ließ man mich so, wie ich war, vertraute einfach dem guten Stern in mir und dem guten Vorbild, das ich an den Meinen hatte. Daß unsere Verwandt- und Bekanntschaft meine Schwester bevorzugte, machte mir keine Sorge — ich hatte auch meine Gemeinde, und ich war stolz auf sie.

Obenan stand ich in gutem Ansehen bei Volley, unserem Hausfaktotum. Der schickte stets mich und nie meine Schwester, ihm für einen Dreier Schnaps zu kaufen, und zur Belohnung dafür erlaube er mir, unser Schweinchen im Stall zu besorgen und aus dem nahen Ziehbrunnen Wasser zu holen. Kurz vor unserem Hause setzte ich die Eimer ab, damit Mutter es nicht merke, wartete, bis Polly wieder herauskam, und füllte sie glückselig wieder.

Dem alten Lange suchte ich Würmer, las die Raupen von den Bäumen, trieb ihm die Pflanze auf die Weide und stopfte ihm seine Pfeifen.

Für die alte Kranzfrau, die drüben am Kirchhof ihren kleinen Handel hatte, erbetete ich Laub und Blumen aus allen betreudeten Gärten, und dem Todtengräber half ich die Gräber begießen, die seiner Pflege anvertraut waren. Dem Küster zog ich die Abendglocke, trat Balgen hinter der Orgel, und half ihm die Kirche schmücken und segnen, wenn Hochzeit oder große Taufe war.

Und dann — hatte ich noch einen Freund!

Ein entfernter Vetter kaum unerwartet als Theilhaber einer Fabrik in unsere Stadt. An einem Sonntag Mittag machte er uns seinen Besuch, und weil er von meiner und der Schwester Existenz eine schwache Ahnung hatte und sich als Verwandter gut einführen wollte, brachte er uns Schokolade und Süßes mit. Als ich hereingerufen wurde, den Vetter zu begrüßen, sprang ich, den Umweg durch die Thür zu sparen, durch's Fenster, und nachdem ich ihm kräftig die Hand geschüttelt und meine Schokolade eingesteckt hatte, ebenso wieder heraus.

Ich war ja kaum zwölf Jahre.

Der Winter kam — es wurde Frühling und wieder Sommer. Im Garten grünte es und ich sah in der Laube wie sonst. Und doch war es anders geworden.

Ich war kaum mehr bei meinen alten Freunden, und wenn ich sie einmal besuchte, rannte ich nicht Sturmstreich wie früher, sondern ging ganz ruhig. Ich kletterte nicht mehr über den Zaun, wenn die Thür verschlossen war, sondern wartete, bis Jemand kam, sie zu öffnen. Ich pfiff nicht mehr wie ein Junge, sondern lauschte entzückt dem Geigenpiel des Organisten. Meine Röde reichten beinahe bis auf die Schuhe — die Nachbarn fingen an, mich „Fräuleinchen“ zu nennen, und ich wehrte ihnen nicht. Meine französische Exercitien machten mir keine Sorge mehr, denn er saß immer, wenn ich eins auf hatte, neben mir in der Laube und half mir dabei. Oft schalt mich die Mutter darüber, nannte des Veters Hilfe „Egelsbrücke“ und stellte mir vor, wie bitter sich das rächen würde, wenn ich später mein Lehrenter — Examen machen wollte. Ich hörte es ruhig an — mit unterdrücktem Lachen — denn ich hatte feierliches Schweigen gelobt für das, was er mir versprochen. Heirathen wollte er mich — so hatte er gesagt — wenn ich alt genug sei — die ganze Schulweisheit sei ihm nichts gegen meine „lieben Dummheiten“.

Ich hätte es allen Menschen erzählen mögen, der Mutter — dem Direktor — aber er hatte es streng verboten und ich mußte gehorchen.

Endlich war meine Konfirmation. Meine liebe kleine Kirche! Der Küster hatte sie ohne mich geschmückt, denn ich war ihm ebenso untreu geworden, wie dem Todtengräber. Manchmal wurde mir ganz heiß, wenn ich an meine alten Freunde dachte, wie sehr ich sie vernachlässigte, gerade jetzt, wo sie älter wurden und meine Kräfte gebrauchten. Ich dachte aber bloß an den einen Tag — wenn die Schule aufhöre — ich erwachsen und endlos reich sein würde. Dann sollten sie Alle mit vollen Händen entschädigt werden. Reich mußte er ja unumgänglich sein! Er trug so wunderschöne Kleider, brachte mir herrliche Dinge und sprach von Tausenden, als sei diese Summe sein tägliches Taschengeld. Meine Konfirmation erschien mir bloß als der Tag, der vorangehen mußte, ehe die geträumte Herrlichkeit ihren Anfang nahm.

Meine Schwester und ich waren die Ersten, die hinter dem Prediger die Kirche betraten. Die Glocken läuteten,

eine Schwalbe, die sich in der Kirche gefangen, kreiste zitternd in der Höhe und weil ich Angst hatte, sie könne nicht hinaus in's Freie, hob ich den Kopf, den alle Anderen fromm gefenkt hielten, und schaute ihr nach. Da fielen meine Blicke auf ihn, und weil er mich so merkwürdig ansah, trat mir helle Gluth in's Gesicht. Wir trugen weiße Kleider — in der Hand blaßgelbe köstliche Rosen, die er uns durch Christina am Morgen geschmückt hatte.

„Die sieht wie eine Braut aus, und nicht wie eine Konfirmandin,“ hörte ich die Leute hinter mir sprechen, und ich fühlte, daß sie mich meinten. Als der Segen über uns gesprochen war, wir die Kirche verlassen hatten und in unser kleines Haus zurückkehrten, fanden sich alle Fremde ein, Hoch und Niedrig, um uns Glück zu wünschen.

„Der Katrin kann's nicht fehlen,“ sagten die Finen und „wer solch' Glück hat, wie die Katrin“ — die Anderen. Sie wußten Alle, was ich Allen verbergen sollte.

Wir saßen in der Laube — allein — ich und er.

„Sagst Du es heute der Mutter?“ fragte ich.

„Kannst Du's denn gar nicht abwarten, und ist es nicht schön, daß wir still glücklich sind?“

„Es ist so traurig, daß ich gar nicht mehr lustig sein kann — sag's doch der Mutter,“ bat ich.

Er that es nicht, auch ich mußte schweigen. Trostdem wußte die ganze Stadt unser Geheimniß.

Ein Jahr verging und noch eins. Seine Besuche waren seltener geworden, man erzählte sich in der Stadt allerlei von ihm, und plötzlich war er verschwunden, die Fabrik hatte bankrott gemacht. Eines Abends spät kam Christian und brachte mir seinen Abschiedsgruß. Alle meine Luftschilder zerronnen! Mein Stolz war schwerer getroffen als mein Herz. Scheu zog ich mich von der Welt zurück, mir war wie einem angefahrenen Vogel zu Muthe, der sich nicht mehr aufschwingen kann und doch nicht sterben mag. Aus Mitleid für mich verkaufte die Mutter unser Häuschen und wir verließen unsere kleine Stadt.

Dies aufseuzend wende ich mich der Gegenwart zu.

„Wollen Sie wohl nicht mehr?“ frage ich Vater Lange.

„Ah wo! Toht — Alles toht! Ich bin noch so der Einzige aus ihrer Freundschaft.“

Ich klopfte ihm die gebückten Schultern.

„Und wie ist es mit Ihrem Garten, Vater Lange? Lassen Sie uns hinein-gehen!“

Er nimmt mich glücklich in seine Stube und drängt mich hier, erst Platz zu nehmen. Aus dem tiefen Tischkasten holt er das angeschnittene Brod, aus der Feuertöhre den Honigtopf und bereitet mir mit seinen alten zitterigen Händen den Imbiß, wie einst.

„Wissen Sie noch, wie's schmeckt, Madamchen?“

Ich danke gerührt und sage, daß mir früher doch immer die große blaue Tafel so zum Honig hatten, wo die nun geblieben.

Er reibt sich die Hände.

„Daß Sie's noch Alles so wissen, ach Gottchen, daß Sie's noch wissen!“

Dann erzählt er, wie sie seinen alten Händen entfallen, und daß es mit ihm nun auch bald aus wäre — und dann führt er mich in sein Gärtchen, das dicht an den unferen grenzt und einen Einblick in das Paradies meiner Jugendzeit gestattet. Ich lehne mich an den alten Bretterzaun, der von der Berührung leise zu zittern beginnt, und blide bewegt hinüber. Noch Alles wie einst. Dori die mit Buchsbaum eingefasteten Beete, der „Eisbeerstrauch“, von dessen weißen Beeren ich mir Halsketten machte, dort alle die Bäume, deren Aeste so oft meine Last gespürt — und am Ende des Weges — die alte Friederleube! Wenn ich mit dir reden könnte!

Ich bin tief ergriffen, und weil der Alte nicht meine Thränen sehen soll, schließe ich ihn in meine Arme — und eile davon.

Schräg gegenüber an der kleinen Bitterthür zum Kirchhof halte ich an und sehe mich nach der Blumenbänkelein um. Die alte Kranzfrau, die hier ihre Waare anbot, ist nicht mehr, und die neue sieht mich sprachlos an, als ich ihr Alles abkaufe, was sie zu verkaufen hat.

Zwischen Gräbern, verwitterten Kreuzen gehe ich den wohlbekannten Weg zu Vaters Grab. Tiefgrüner Ephen deckt den Hügel und umflingelt mit zärtlichen Armen den weißen Marmor, der Vaters Namen trägt. Eine Trauerweide, die ich selbst gepflanzt, neigt ihre Aeste tief auf den Hügel und bewegt leise flüsternd die

Blätter. Welch tiefer Friede auf diesem geweihten Stüchden Erde! Kein Mensch ringsum, kein Laut, der meine heiligsten Gedanken stört.

Ich lege Blumen auf sein Haupt, schmüde den ganzen Hügel und weiß nicht, wohin mit den Blumen, die ich noch habe. Sinnend blicke ich um mich, doch ich sonst wohl noch einen Gruß auf's Grab legen könnte — da fällt mein Auge auf einen schmucklosen, halb zerfallenen Hügel. Ich trete an ihn heran und lese auf dem Denkstein nichts als: Friedrich Werner.

Ich sinke langsam auf die Knie, dann schütte ich alle Blumen auf den Hügel und lege meine gefalteten Hände darauf.

Langsam durchschreite ich die kleine Stadt. Ich achte auf nichts mehr in ihr, sondern denke nur, was ich in den wenigen Stunden erlebt. Die Abendsonne vergolbet die Spitzen der Thürme, spiegelt sich in den altmodischen Fenstern und sinkt hinter dem Kirchlein in ihr Wolkenbett. Leise schlägt die Betglocke an und friedlicher wird es in mir und um mich.

Als ich wieder im Eisenbahn-Kuppee sitze und nochmals vom Fenster aus auf das Städtchen blicke, an dem ich vorbeifahre, äußt mir das Herz über und bewegt, die Augen voll Thränen-grüße ich die letzten Thürme.

**Malt mit dem Fuß.**

Ein Raphael, der keine Arme hat.

Lessing's oft wiederholte Frage: „Würde Raphael nicht ebenfalls ein großer Maler geworden sein, wenn er zufällig ohne Hände geboren wäre?“ ist positiv von Herrn Adam Siepen beantwortet worden. Dieser geniale Mann ist ein hervorragender Maler von Landschaften, Portraits und Genrebildern, dessen Leistungen auf der diesjährigen Kunstausstellung in seinem Wohnort Düsseldorf gerechtes Aufsehen erregten, so daß die Kunstkritiker sein Atelier aufsuchten, um seine persönliche Bekanntschaft zu machen und sich über seine Methode näher zu unterrichten.

Als in solcher Gesellschaft der Berichterstatter sich nach der Wohnung Siepen's, Zimmermannstr. 12, begab, erfuhr er, daß der Gesuchte, wie gewöhnlich zu dieser Stunde gerade im „Malkasten“ wäre. Dies ist der Name einer berühmten Künstlerkneipe, wo ein alter Klub von Künstlern, Bohemiens und deren Freunden sein feuchtschweißiges Dasein führt. Auf Einfindung der Visitenkarte erfolgte prompt die Einladung in's Allerheiligste, eine stibvoll ausgestattete altdeutsche Bierstube, in der wir in sehr animirter Tafelrunde hinter einem runden Tische einen kleinen Mann lauern sahen, der durch sein hübsches, vergnügt dreinschauendes Antlitz, seinen großen stolzen Schnurrbart und sein Kostüm nach der „langhaarigen Düsseldorf nach Schule“ sofort auffiel.

„Mahlzeit, Mahlzeit!“ rief uns der Kleine mit Stentorstimme entgegen, so daß Jeder von uns ihm unwillkürlich die rechte Hand entgegenstreckte. Adam Siepen lachte laut auf. Er drehte sich drei oder viermal im Kreise herum und ließ ein leeres Paar Mermel Zebermann sichtlich in der Luft umherflattern. Die Herren, die Siepen Gesellschaft leisteten, männiglich einen Krug Pilsener zu vertilgen, u. die sich später als der allberühmte Landschaftsmaler Achenbach, der Genremaler der Beck und der berühmte Portraitmaler Lenbach entpuppten, stimmten in das Gelächter lebhaft ein, daß unsere erstaunten Gesichter unwillkürlich hervorgerufen mußten.

„Laßt Siepen sich sehen und Hand und Fuß mit Euch schütteln!“ lautete der Zuruf des vergnügten Chorus, dem die ganze Scene schon ein alter, oft wiederholter Klubscherz zu sein schien. Mittlerweile hatten die Kellner für uns Stühle gebracht und der feierliche Einführungsaft war damit beendet. Der Korrespondent, der Herrn Achenbach schon von früher her kannte, flüsterte diesem zu: „Das muß ein Irrthum sein; wir sind hierhergekommen, um den Maler Siepen zu sehen, der die schönen Gemälde ausstellte.“

„Es giebt nur den einen Adam in ganz Düsseldorf,“ antwortete der alte Meister, „und der sitzt Ihnen gegenüber.“

„Erzählen Sie keine Jagdgeschichten,“ replizierte der Zeitungsmann. „Dieser Ihr Freund mag Adam Siepen sein, aber nicht der Adam, hinter dem wir her sind. Denn dieser Adam hat keine Arme ober Hände, und damit zu malen!“

„Frühes Pilsener für die zange Ge-

sellchaft,“ bestellte Adam Siepen, setzte sich dann auf den Tisch, lehnte sich mit dem Rücken gegen seinen Armstuhl, entfernte mit seinem rechten Fuß einen ziegenlederernen Handschuh, den er an seinem linken Fuß trug, packte einen Schoppen mit seinen Zehen und stieß auf diese ungewöhnliche Art mit Allen an.

Die Künstler waren eine fidele Gesellschaft und schnell verfloß eine Stunde mit Trinken, Anekdotenerzählen und sonstiger Unterhaltung. Alles, was wir sahen und hörten, schien die Bestätigung der unglücklich klingenden Behauptung, daß Adam in der That der Maler sei, auf dessen Suche wir ausgegangen waren. Aber ganz ver-mochten wir nicht an die Geschichte zu glauben, bis uns Herr Siepen einlud, ihn in seinem vielbezweifelten Atelier zu besuchen und dort seine Identität mittelst Besichtigung seiner Skizzen und angefangenen Bilder zu erproben.

Wie wir zu seinem Atelier heraufkletterten, das sich unter dem Dache des einstöckigen Hauses befand, in dem Siepen seine Residenz aufgeschlagen hatte, konnten wir bemerken, daß unser Freund ein „Linkshänder“ war. Er erklärte uns das mit dem Bemerkten, es beruhe dies bei ihm auf denselben Gründen, aus denen die linke Hand bei den normalen Menschen ungenügend entwickelt sei.

„Nun will ich Ihnen aber beweisen,“ rief er aus, „daß ich kein Betrüger bin“ — setzte sich bei diesen Worten auf seinen Sessel und begann, nachdem ihm sein Diener die Schuhe ausgezogen hatte, die Farben zu mischen, wobei er sich so geräuschlos und grazios bewegte wie eine Katze, während wir seine Bewegungen mit einem Erstaunen beobachteten, das uns unwillkürlich den Mund weit öffnen ließ.

„Ich bin dabei, diese ländliche Scene aus dem täglichen Leben durch das Portrait eines Fels und die Aufnahme einer Gruppe wild umherspringender kleiner Mädchen zu vollenden. Was wünschen Sie, daß ich machen soll? Wollen Sie mich als Porträtmaler oder als Figurenkünstler kennen lernen? Der brave Grausdimmel ist unten in meinem Stalle und ich kenne seine Schönheiten bereits hinlänglich.“

Es wurde beschlossen, daß Siepen sowohl die Hinterweltel seine Fels wie eines von seinen kleinen Mädchen malen sollte, und er machte sich flugs an's Werk. Während er uns mit gutem Humor seine Lebensgeschichte und alle möglichen Anekdoten aus dem Düsseldorf Künstlerleben zum Besten gab, malte er vor unseren Augen in der That an dem in Rede stehenden Bilde mit derselben Meisterkraft, wie wir sie an seinen in der Ausstellung hängenden Gemälden kennen gelernt hatten.

Adam Siepen ist im Jahre 1851 in Dueren, einer kleinen rheinischen Stadt, geboren. Er erhielt eine ordentliche Schulbildung und zugleich wegen seiner früh zu Tage getretenen Anlagen besonderen Unterricht im Malen und Zeichnen. In den 60er Jahren wurde er bereits Schüler des Professors Roeting in Düsseldorf, der ihn in der Kunstakademie unterrichtete. Von seiner frühesten Jugend an hatte er seine Füße gebraucht, wie normale Menschen ihre Hände und aus diesem Grunde verursachte ihm z. B. das Farbermischen durchaus nicht mehr Mühe, wie jedem anderen Christenmenschen.

1878 vollendete er sein erstes Bild, das „En face“ Portrait einer Dame, und erzielte damit den großen Erfolg, daß er in die Öffentlichkeit nicht als „Fuhariist“, sondern als wirklicher Maler eingeführt wurde, von dem die Meisten niemals erfuhren, daß er mit den Füßen, statt mit den Händen male. Es ist das effektiv eine Thatfache, die in Düsseldorf jedes Kind weiß, während die Käufer seiner Bilder nur ausnahmsweise davon etwas erfahren.

Unser Held blieb vornehmlich seiner ersten Liebe zur Portraitaunst treu, und Jahr aus Jahr ein verlassen mindestens 10 bis 15 lebenswahr ausgefachte Portraits von bekannten Personen sein Atelier und tragen durch die Defekatefe ihrer Farbermischung und die vollendete Technik, die sie stets auszeichnen, dazu bei, den Ruhm Siepens immer weiter hinauszutragen. Aber auch durch seine wundervollen Radierungen auf Holz und Kupfer machte sich Siepen bald einen Namen, so daß man sich nur über eins wundern muß, nämlich, daß sein Ruf noch nicht in's Ausland gedrungen ist. Vielleicht ist daran ebenso sehr seine Zurückhaltung schuld, die darauf beruht, daß er fürchtet, als „Variety Künstler“ angesehen zu werden, weil der Umstand, daß seine Talente so vielfeig sind, daß er in keinem Einzelsache bisher Leistungen allerersten Ranges aufzuweisen hätte.